

DIE TRÄNEN DER
LILIE

LINDA MIGNANI

ROMAN

zuzudrücken, und ihn womöglich jetzt schon durch den Schmerz umzubringen. Mit ruhigen Bewegungen führe ich das Messer über seinen Leib, als würde ich etwas behutsam in einen Baum ritzen, nur dass es bei seinem Fleisch erstaunlich leicht geht.

„Gutes Werkzeug macht sich bezahlt, wie du weißt.“

Seine Atmung beschleunigt sich und seine Augen spiegeln das empfundene Grauen. Er kann die Schrecken nicht vor mir zurückhalten. Sein Leid beginnt gerade an ihm zu fressen.

Biss für Biss.

Stück für Stück.

Schnitt für Schnitt.

Wie ruhig meine Hand ist! Nachdem ich fertig bin, sind die Linien beinahe perfekt.

Seine Augäpfel treten fast aus den Höhlen, während er wie das menschliche Schwein

grunzt, das er ist. Enttäuscht stelle ich fest, dass ich nichts mehr fühle. Vielleicht liegt es daran, dass ich selbst kaum glauben kann, was ich hier tue. Denn eigentlich bin ich keine Mörderin, keine Schlächterin. Aber ich bin ein gebrandmarkter Racheengel, geschaffen durch Trauer, Qual und Leid. Blut tropft aus der Wunde und ich gönne mir ein paar Sekunden, um mein abartiges Kunstwerk zu bewundern.

Anschließend hebe ich den Arm, hole tief Luft, während ich mit mir ringe. Ich fessele meinen Blick an seinen und die fiese Hilflosigkeit macht ihn wahnsinnig. Seine Augen verraten ihn. Das Gefühl kenne ich nur zu gut. Sekundenlang verharre ich wie eine Schlange, die bereit ist zuzuschlagen, und ihm mit Sicherheit, wie eine halbe Lebensspanne erscheint.

Scheiße ist es, auf die Qual zu warten, derweil die Angst ganz erstaunliche Dinge mit einem anstellt, einen lebendig verschlingt, bis sie alles von einem genommen hat.

Doch dann schnellst mein Arm nach unten und ich ramme ihm die Klinge in den Bauch, als würde ich eine überreife Melone pfählen. Mit Leichtigkeit durchdringt sie die Haut, gleitet förmlich in das weiche nasse Fleisch, dermaßen mühelos, dass ich merke, wie sich ein unangebrachtes Grinsen auf mein Gesicht schleicht.

Während ich das Messer führe, ist es, als würde ich mich selbst dabei beobachten. Einerseits genieße ich den Anblick, sauge ihn förmlich in mir auf, aber andererseits fürchte ich mich vor mir selbst, fühle ein schreckliches Entsetzen darüber, wozu ich fähig bin. Tief atme ich ein und beuge mich zu

ihm runter, wobei ich den Griff ganz ruhig halte, obwohl er wie verrückt keucht, armselig nach Luft schnappt und er so gerne aus voller Kehle schreien möchte, um der Qual eine Stimme zu geben.

Ich starre ihm in die Augen und ihm rinnen Tränen aus den Augenwinkeln. Er schreit zwar so laut, wie er es schafft, aber nur wir beide hören das gurgelnde Geräusch. Beinahe hätte ich die Flucht ergriffen, ohne es zu Ende zu bringen. Doch ich denke an Lily, an ihre Schmerzen, an ihr Leid, an ihre Schreie, die niemand wahrgenommen hat außer mir. Auch meine eigenen jämmerlichen Laute gellen in meinen Ohren, wie ein beklemmendes Echo aus vergangenen Zeiten.

Es ist viel schlimmer das Messer rauszuziehen, als es in ihn hineinzustoßen, denn das Fleisch scheint sich förmlich an die Klinge zu saugen. Der zweite Treffer fällt mir

schon leichter und ich steche ihn ab, immer und immer wieder, bis er endlich seinen letzten abstoßenden Atemzug nimmt und sein Bauch aussieht, als hätte ein Raubtier versucht, ihn zu fressen.

Blut ist überall und bildet auch ein makabres Muster auf meinem Schutzanzug. Mittlerweile tränkt Schweiß meinen Leib, tropft meine Wirbelsäule hinab, und ich hätte nicht gedacht, dass es so anstrengend ist, einen Menschen zu töten, der sich vor langer Zeit das Recht verwirkt hat, sich so zu nennen. Es gibt keine Bezeichnung für ihn, und ich habe es aufgegeben Erklärungen für seine Taten zu finden, die es mir ermöglicht hätten, ihm zu vergeben oder seine Handlungen zumindest zu verstehen.

Vergebung steht nicht auf meiner Tagesordnung! Und manche Verbrechen verdienen kein Verständnis.